

Sachsen-Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 87.

Halle a. S., Freitag 14. August 1896.

Seitler Bureau Berlin SW, Bernauerstraße 3

Der Stand der orientalischen Frage.

Was man sich bisher mühsam aus allerlei dunklen Andeutungen der offiziellen Presse zusammenfassen und kombinieren mußte, ist durch die offene Ansprache des Staatssekretärs des Auswärtigen...

Unter diesen Umständen ist es nicht unmöglich, daß die bevorstehenden Monarchenbegegnungen den Gedanken eines neuen Kongresses zur Reise bringen. Dem Londoner „Daily Telegraph“ wird aus Berlin gemeldet...

Die Stellung der englischen Regierung zu der Orientfrage liegt der Staatssekretär in folgender Weise dar: Es seien Vorschläge gemacht worden, daß die sechs Mächte...

Der Antrag des Reiches, die Orientfrage einer internationalen Konferenz zu übergeben, ist von der englischen Regierung nicht ohne Bedenken aufgenommen worden...

Aus dem Vorstehenden ergibt sich: 1) die englische Regierung glaubt nicht oder wenigstens nicht, daß die Parteien auf Kreta für eine Annexion an Griechenland...

Da „das Solibere und Dauerhaftere“ die Annexion an Griechenland nicht sein soll, so bliebe nur Neutralität unter der Garantie der Mächte oder — Annexion an England...

Unter diesen Umständen ist es nicht unmöglich, daß die bevorstehenden Monarchenbegegnungen den Gedanken eines neuen Kongresses zur Reise bringen.

Dem Londoner „Daily Telegraph“ wird aus Berlin gemeldet, Lord Salisbury befirmte die Verrückung der Autonomie für Kreta...

Griechenland selbst läßt jetzt ganz offen die Mächte fallen; mit welcher Energie die griechische Regierung den Lebertritt der schneidungsfähigen Offiziere nach Kreta zu verhindern versucht...

Ein schätzenswerthes Eingeständnis! Man spricht stets von der inneren Zerrüttung der Türkei; nun, so vollständig wie in Griechenland...

Die Türkei beginnt ihre Kräfte anzupflanzen. Denn gleichzeitig mit der Entsendung Jigidi-Vorhans sendet man auch Truppen nach Anatolien...

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm ist von seiner letzten Unpäßlichkeit jetzt vollkommen wieder hergestellt. Ueber die Anrede von Wilhelmshöhe sind noch keine Bestimmungen getroffen worden.

* Der Urlaub, der dem Prinzen Heinrich bei seiner am 15. September 1895 erfolgten Verlobung zum Pionierdienst bewilligt worden war, läuft am 1. Oktober d. J. ab. Prinz Heinrich wurde 1872 als Unter-Leutnant in S. in die Marine eingetellt...

* Wie schon gemeldet, wird das Jarenpaar in Begleitung eines Hofsoziales von zehn Herren und zwei Damen direkt von Petersburg in Breslau eintreffen.

* Die „Hamb. Nachr.“ beschäftigen die Richtigkeit der Meldung, daß Fürst Bismarck an einen Herrn Ogilov in Dundee in Betreff der Kretter mit einem Wilhelmshöhe auf dessen Frage geantwortet habe, weshalb er an Kreta so wenig Interesse nehme.

* Zu den Kreisgerichten. Die „Staatsb.-Ztg.“ theilt mit, daß Herr von Voettcher seinen Urlaub unterbrochen und gestern Mittag für einige Tage wieder nach Berlin zurückgekehrt ist.

* Wir haben bei der ersten Meldung schon erwähnt, daß Anstalt Paulus die Kretter als faule Däule und Lügner bezeichnet.

* Ein Sozialdemokrat über den Londoner Kongreß. Ein geradezu verächtliches Urtheil über den Londoner internationalen Sozialisten-Kongreß fällt der bekannte Gewerkschaftsführer...

Wilhelmshöhe'ser Besprechungen nicht beendet gefürchtet worden wäre, daß bedeutsame Veränderungen innerhalb der Regierung für eine nahe Zukunft ausgeschlossen wären.

* Wie gemeldet worden, ist dem früheren Handelsminister Freiherrn von Werle von der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin die philosophische Doktorwürde honoris causa verliehen worden...

* Was die Beilegung der Bergarbeiterunruhen anbelangt, so war man bisher allgemein der Ansicht, daß das Kaiserthum dem damaligen kommandirenden General des VII. Armeekorps, Herrn v. Albedyll, auftrage, der weitestgehende Befehl...

* Obgleich die sozialdemokratische Presse nicht müde wird, die Anknüpfungspunkte der Arbeiter in einem möglichst unangenehmen Sinne zu zeigen, dies natürlich, um der herrschenden Wirtschaftskrise die Verantwortung für die thatächtl. wenig erfreulichen Zustände auf diesem Gebiete in die Schuhe zu schieben...

* Die „Hamb. Nachr.“ beschäftigen die Richtigkeit der Meldung, daß Fürst Bismarck an einen Herrn Ogilov in Dundee in Betreff der Kretter mit einem Wilhelmshöhe auf dessen Frage geantwortet habe, weshalb er an Kreta so wenig Interesse nehme.

* Ein Sozialdemokrat über den Londoner Kongreß. Ein geradezu verächtliches Urtheil über den Londoner internationalen Sozialisten-Kongreß fällt der bekannte Gewerkschaftsführer...

* Ein Sozialdemokrat über den Londoner Kongreß. Ein geradezu verächtliches Urtheil über den Londoner internationalen Sozialisten-Kongreß fällt der bekannte Gewerkschaftsführer...



[Nachdruck verboten.]

Auf Grünweide.

29)

Roman v. G. Palmé-Banſen.

Marietta fühlte ſich durch das Feſthalten und die Dringlichkeit der Bitte immer peinlicher berührt.

„Hat meine Begleitung denn wirklich eine Bedeutung für Sie, liebe Hermine?“ ſprach ſie ausweichend.

„Welche Frage, liebſtes Mädchen! Ich will es nicht verhehlen, es liegt in meinem Wunſche freilich ebenſo viel Selbſtſucht wie Streben, Ihnen eine vergnügte Zeit zu verſchaffen. Sehen Sie mich an; ich bin leidend, nervös. Ihre Geiſterkraft würde wohlthuend auf meinen oftmals ſchwermüthigen Zuſtand wirken; außerdem — ich vertraue es Ihnen hiermit — möchte ich eine hochwichtige, zukunftsentscheidende Sache des Herzens mit Ihnen beſprechen.“

Hermine zögerte, rollte einen Sefſel heran und blickte auf das plötzlich mit tiefer Gluth überſtrömte Mädchenantliß; — „ich gedachte,“ fuhr ſie fort, „die Hand eines Ehrenmannes anzunehmen, mich wieder zu verheirathen, und ſchwante noch, weiſ mir ſelbſt nicht zu rathen; das Alles würden wir miteinander beſprechen. Ich appellire alſo an Ihr Gefühl, Ihre Freundschaft! Nicht war, jetzt nicht mehr vergeblich?“

Sie blickte mit nervöſer Spannung auf das verwirrte, von dieſer Mittheilung ſichtlich überräſchte Mädchen, deſſen Züge nun einen großen inneren Kampf verriethen. Wieder rang die inſtinctive, nie ganz überwundene Antipathie mit den Gefühlen der Dankbarkeit und der Theilnahme für die thatſächlich leidend ausſehende Frau, rang mit dem Bedürfniſſe des Vertrauens, nun da ihr ſolches rückhaltslos in die ernſteſten Intereſſen des Herzens ſelbſt dargebracht werden ſollte. Sie kam ſich plötzlich undankbar, unverzeihlich kalt und lieblos vor in ihrer kühlen Verſchloffenheit und Vorſicht angeſichts der warmherzigen Offenheit und ſo überwand ſie gewaltſam die geheime, undefinirbare Scheu und ſagte ſchüchtern, aber innig: „Soll ich nicht undankbar, lieblos ſcheinen, Hermine, muß ich Ihr Vertrauen erwidern, und jetzt, wo Sie mich ſelbſt in Ihr Herz blicken laſſen, vermag ich es auch. Ihre Worte nehmen mir einen Druck von der Seele, niemals hätte ich es ſonſt ſagen, nicht Ihnen — ſagen können, daß einzig mein Herz mich zurückhält von der bewegten Welt draußen und ich, ſtatt dort bewundert und begehrt, lieber im ſtillen Verſteck als Beilchen von einem Einzigen geliebt werden möchte. Ob das je geſchehen wird, ich weiß es nicht, aber mein Streben darnach wird grenzenlos ſein und die Erlangung dieſes Glückes unausdenkbar ſchön!“

„Und das ſagen Sie mir?“ ſtieß Hermine hervorjaſſungslos, ſelbſtvergeſſen. Sie war aufgesprungen, hatte die Arme übereinandergelegt und ſah das Mädchen faſt herausfordernd an. Das Geſtändniß, obwohl vorausgeſehen, ſo einfach, ſo unumwunden ausgeſprochen, riß ihr in dieſem Augenblick die glatte Maſke vom Angeſicht.

„Ja, Ihnen,“ erwiderte Marietta, von der Feſtigkeit deſſen Tones erſchreckt, „die Sie mich ſoeben zur Vertrauten der eigenen Herzensangelegenheiten gemacht. Ach, ſonſt hätte ich es nicht gethan!“

„Aber wer ſagt es Ihnen, mein Fräulein Tonelli, daß dieſer Ehrenmann, von dem ich geſprochen, nicht Herr Keimer Hartmann von Grünweide ſelbſt iſt?“

Aus Marietta's Antliß wich jede Farbe.

„Treiben Sie nicht Scherz mit ſo heilig ernſten Dingen,“ ſagte ſie zitternd, die Hände ineinanderschlingend und zu der erregten Frau ſehend aufſehend.

„Scherz!“ lachte Hermine höhniſch auf. „Sie ſcheinen nichts von der Vergangenheit zu wiſſen. Sonſt würden Sie nicht die Vermeſſenheit haben, zu glauben, jemals den Platz erringen zu können, den ich — ich eingenommen!“

„Ja, Hermine, ich weiß davon. Warum aber iſt's eine Vermeſſenheit, erringen zu wollen, was Sie nicht mehr beſitzen? Laſſen Sie den graufamen, häßlichen Scherz, wozu Sie die ernſte Vergangenheit hätte abhalten müſſen. Ihr Ungeſtüm, Ihre Erregung läßt mich fürchten, daß ich doch dennoch ein ſchmerzliche Seite Ihres Herzens berührt. Aber nein! das iſt ja nicht denkbar. Sie haben mir unzählige Beweiſe Ihrer Abneigung gegen meinen Vormund gegeben und er — nein, die Liebe kleidet ſich nicht in Kälte, Hohn und Ironie, ſie iſt eine Erleuchtung, ein Licht der Seele, das auch in mir leuchtet und mir den Weg zeigen wird, von meinem zu ſeinem Herzen.“

„Sie ſcheinen untrügliche Beweiſe ſolcher Liebe empfangen zu haben, um mit ſo stolzer Zuverſicht reden zu können,“ ſpottete Hermine, aber dabei hingen ihre Blicke in faſt angſtvoller Erwartung an den Lippen deſſen jungen Mädchens.

Marietta ſah ſie ſchmerzlich erſtaunt an.

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie, „womit ich Ihren Hohn verdient. Sie ſind mir ein Räthſel in dieſem Augenblick, ich verſtehe Sie nicht, Hermine. Vielleicht halten Sie meine Liebe für eine Laune, eine Kinderei, halten mich deshalb nicht der Liebe deſſen ernſten, hochſtehenden Mannes für würdig. Und Beweiſe ſeiner Liebe, um zuverſichtlich hoffen zu können, ach, nein, die habe ich nicht. Sie müſſen es wiſſen, wenn Sie Liebe kennen, daß ihre Offenbarung über die Menſchen kommt, ſchnell, wie ein Sonnenſtrahl vom Himmel, durch einen Blick, ein Wort, eine Verührung. So erging es mir. Nicht länger als ein Tag währt und eine Nacht und wiederum ein Tag, weiß ich's, weiß, daß ich lebe und wonach ich zu ſtreben habe. Ein paar abgeriſſene, zuſammenhangloſe Worte bilden mein ganzes Wörterbuch und die Folie dazu ſeine Rachſicht und Milde. Warum ſoll ich meine Zuverſicht nun nicht auf dieſelbe Offenbarung ſeines Herzens ſetzen? Vielleicht liebt er mich und weiß es ſelbſt nicht, aber ein Augenblick kann es bringen, daß er's weiß, und auf dieſen Augenblick hoffe und harre ich, und wenn ich ſterben ſoll darüber. Ich weiß nicht, woher ich den Muth nehme, Alles das zu ſagen, aber geſchehen mußte es, denn hiernach werden Sie Ihren Scherz nicht aufrecht halten. Sie werden mir in meine reinen Herzensempfindungen nicht Mißtrauen miſchen wollen.“

Marietta hatte dieſes Alles mit einer milden Ruhe und indem überzeugungsvollen Glauben geſprochen, daß Sekunden genügen, das Gleichgewicht ihrer Seele wieder herzuſtellen. Da aber Hermine zögerte mit ihrer Antwort, ſie mit ſeltſamen, unüberſehbaren Blicken anſtarrte, ſtieg ein erſtickendes Angſtgefühl in ihr auf.

„Sprechen Sie, Hermine, ich ertrage dieſes Schweigen nicht,“ rief ſie ſehenden Tones.

Die Landrätthin richtete ſich auf. Ohne jede äußere Bewegung, den Arm auf den Kamin geſtützt, hatte ſie dem Bekenntniß der Liebe faſt athemlos gelauscht. Jetzt zwang ſie das wilde Wallen ihrer Gefühle gewaltſam nieder. Zu viel ſchon hatte ſie verrathen, hatte ſich unklug, ſchwach gezeigt, das vorgeſetzte Ziel in der wahnſinnigen Leidenschaft gänzlich aus der Augen verloren. Sie rang mit einem Entſchluffe, gegen der ſich jetzt der letzte Reſt beſſeren Gefühls in ihr auflehnte. Der Kampf ihrer ungleichen Kräfte, das ſchwache Rechtsgefühl gegen die Rieſengewalten der Leidenschaft und deſſen Haſſes, dauerte nur Sekunden. Ihr Schweigen auf die angſtvoll an ſie gerichtete Frage war nur ein Sinnen, wie ſie die Maſke gebrauchen ſollte, die ihr der finſtere Dämon der Leidenschaft gezeigt. Es galt wieder herzuſtellen vorerit was ſoeben verdoeben und deshalb

sagte sie, dem stehenden Blick Marietta's ausweichend, mit erzwungenem Lachen:

„Selbstverständlich war es ein Scherz, liebes, thörichtes Mädchen, und ich gebe Ihnen Recht, ein schlecht angebrachter, den ich nicht gesprochen, wenn ich gewußt, daß Sie es wirklich ernst mit Ihrer Liebe meinen.“

„Eine Liebe, die nicht ernst gemeint ist, ist keine Liebe,“ rief Marietta, erlöst wie von einem Bann.

„Allerdings. Wenden Sie dies auf Reimer Hartmann an. Er hat geliebt, einmal und nicht wieder. Ernst, leidenschaftlich, ewig! Seine Vergangenheit giebt den Beweis hierfür. Er ist einsam geblieben, einsam bis heute und wird es bleiben, weil sein Stolz nicht erlaubt, zum zweiten Male zu erbitten, was ihm einmal verweigert. Sie werden mich hart, grausam nennen, aber lassen sich Gefühle erzwingen? So wenig, als Sie sich oftmals bezwingen lassen. Sie meinen, Liebe zeigt sich nicht in Kälte und Hohn? Denken Sie doch an sich, an Ihre Abneigung, an Ihren Haß eben gegen den Mann, den Sie mit allen Kräften Ihrer Seele jetzt zu lieben behaupten. In diesem Haß schlummerte damals die Liebe, warum sollen nicht ähnliche Empfindungen die verwundete, unvergessene Jugendliebe decken. Wer ergründet überhaupt die räthselhafte Gewandung, in die sich Liebe kleidet! Ich will mich nicht vermaßen, es zu thun. — Ihnen gilt ja wohlwollende Milde schon als solche und aus einigen räthselhaften Worten bauen Sie sich einen Altar auf dem Sie Ihre Gefühle opfern. Hüten Sie sich, Marietta. Bauen Sie nicht weiter, reißen Sie den Altar nieder und entfliehen Sie der Stätte, bevor Sie einen Wahn mit Ihrer Jugend bezahlt haben!“

Marietta hatte sich erhoben, ihre Augen ruhten groß und bang auf der Sprecherin, als sie sagte: „Ich weiß nicht, was für ein Interesse Sie haben, mir meine Liebe auszureden. Sie stehen im Begriff, eine andere Ehe einzugehen und gesehen zu, für Reimer Hartmann nie ein wärmeres Gefühl gehegt zu haben. Sie wissen, daß er um Sie viel und schwer gelitten, behaupten, daß er auch jetzt noch nicht vergessen kann. Als Beleg hierfür führen Sie die Vergangenheit an, diese aber ist es, die Ihrer Annahme widerspricht, diese, seine Natur und seine Charaktereigenschaften. Er ist ein Mann von deutscher Gemüthsstärke wohl, aber ohne jede gefühlsetzige Schwäche; wie er stark in in seinen Gefühlen ist, so auch in seinem Willen. Von solcher Individualität läßt es sich nicht erwarten, daß sie ein Leben hindurch betrauert, was sie nie befehlen. Es kommt immer auf die Art der Liebe an. — Und wenn dies doch der Fall ist, ich meine, dann eben hätten Sie, Hermine, eine Mission, eine Pflicht zu erfüllen, mit allen Ihren Kräften ein neu zu ergründendes Glück zu unterstützen, das Sie ihm selbst nicht geben können und wollen. Nicht Ekelmuth oder Großmuth wäre es, sondern natürliches, weibliches Empfinden. — Ich will Sie nicht kränken, aber ich werde irre heute an Ihrer Herzengüte, irre selbst an Ihrer Freundschaft.“

Die Landrätin hatte das erregte Mädchen mit keinem Worte unterbrochen. Ihre Mienen blieben unbewegt, nur das fliegende Roth auf den Wangen, die brennenden Blicke zeigten etwas von der inneren Erregtheit, wenn nicht der Scham, als klar und scharf mit der Logik der Liebe die Widersprüche ihrer Worte, ihrer Handlungen aufgedeckt wurden.

„Ihre Vorwürfe sind bitter, ungerecht,“ sagte sie mit gewaltsamer Beherrschung. „Was soll ich thun? Nehme ich sie entgegnungslos hin, muß Ihnen meine Freundschaft ferner zweifelhaft erscheinen, rechtfertige ich mich, so bereite ich Ihnen Schreck, Kummer, zerstöre Ihnen alle Ihre heiteren Zukunftsvisionen, was selbst Reimer Hartmann und die beiden alten Damen Ihnen vorläufig ersparen möchten.“

„D,“ rief Marietta, „sprechen Sie nur getrost, was für Kummer, Schreck kann mich treffen, wenn mein Herz damit nicht in Beziehung tritt.“

„Aber das ist's ja. Wie würde ich sonst diese Angelegenheit in dies Gespräch ziehen? Warum Ihnen Scheingründe für den Irrthum Ihrer Liebe angeben, die mich in Ihren Augen verdächtigen, wenn nicht die wirklichen Sie weit schmerzlicher als jene verwunden müssen. Liebes Mädchen —“ die Landrätin hielt in ihrem unruhigen Gange an und trat nahe zu Marietta, — „ich möchte Sie wahrhaftig vor diesem Irrthum schützen, glauben Sie doch nicht, daß die Nachsicht und Milde, die Ihnen Ihr Vorwand erzeugt, ein Ausdruck seiner erwachenden Liebe ist und die Thatsache, daß man Sie auf Grünweide zurückhält, ebenfalls hierin ihren Grund findet. Sie kennen ja seine Humanität, die er bis auf den Tagelöhner, den Bettler erstreckt, wie sollte er nicht dem Kinde seines Freundes, dessen Vormund er ist, in

hülflloser Lage, — wie soll ich mich ausdrücken, ich will Sie nicht erschrecken, beleidigen, aber — Sie nehmen für Liebe, was Mitleid ist.“

„Mitleid!“ Marietta warf den Kopf auf. „Wozu bedarf ich des Mitleids? Sie rühren an die empfindlichste Stelle meines Charakters! Lassen Sie die geheimnißvollen Anspielungen, sagen Sie in ein paar Worten, was man mir verheimlicht, um mir Kummer und Schreck zu ersparen?“

„In ein paar Worten, ich bitte Sie, ein ganzes Lebensunglück fassen. Denn das ist es doch für Sie, wenn ich Ihnen sage, daß Sie ihr ganzes Vermögen verloren haben.“

Marietta lachte auf, aber es war ein unnatürliches heiseres Lachen.

„Ist das etwa ein neuer Scherz, Hermine? Sie befinden sich heute in einer sonderbaren Laune.“

„Liebes Herz, lassen Sie sich erklären, mein Gott, wie blaß Sie aussehen —“

Sie eilte auf Marietta zu, die ihren Kopf gegen die Fensterbrüstung gelehnt, sie an ihre Brust zu ziehen, aber diese machte eine heftige, unwillige Bewegung.

„Bitte, lassen Sie das,“ sagte sie, sich aufrichtend, mit halter Stimme, „mir sind Gefühlsjzenen zuwider. Wollen Sie mir gefälligst Alles klar und wahrheitsgetreu mittheilen, was Sie von dieser Sache wissen.“

„Wahrheitsgetreu!“ wiederholte Hermine empfindlich, „ich habe Ihr Vertrauen verloren!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Reise nach Diarbekir.

Von Abu Salemiel bedawi.

Eine Reise führte mich im vorigen Jahr nach jenen Gebieten Kleinasiens, die jetzt durch die Megeleien eine so traurige Verwüththeit erlangt haben. Ich wollte ursprünglich von Trapezunt in das Innere bringen, doch wurde mir davon abgerathen, weil der Weg über Erzerum und besonders von dort nach Rharput zu schwierig und unsicher sei; so entschloß ich mich, von Samium meine Pilgerfahrt zu beginnen. Man rechnet von dort bis nach Diarbekir 144 Wegstunden, und wer sie auf einem einheimischen Fuhrwerk liegend — denn Sigen ist unmöglich — zurückgelegt hat, wird ewig daran denken. In Samium hatte ich einen armenischen Fuhrmann gemiethet, der für die Beförderung 30 Medjides verlangte; es giebt Zeiten, wo man fast das Doppelte bezahlen muß, und so war ich zufrieden, gab dem Fuhrmann, wie es Sitte und Brauch ist, einen Vorstoß, und nachdem die Pferde beschlagen und das Gepäck untergebracht war, konnten wir unter Geleit eines Gensdarmen Nachmittags um 2¹/₂ Uhr unsere Fahrt antreten, die uns in 6 Stunden bis zum ersten Nachtquartier, einem Han am Zmat führte. Eine Anzahl von Ochsenwagen war uns begegnet, und als der Abend hereinbrach, leuchteten überall Irrlichter in dem dichten Nebel auf, der uns umgab. Von Bequemlichkeit ist in diesen Wirthshäusern keine Spur zu finden, Brod, Landkäse, Zwiebeln und Eier sind im besten Fall vorhanden, aber ich war durch das fortwährende Rütteln in der Araba und das stundenlange Liegen in derselben Stellung so ermüdet, daß ich nur wenig von dem mitgebrachten kalten Imbiß genoß und bald einschlief. Eine elende Stube ohne jegliche Möbel hatte ich benützt und dafür verlangte am nächsten Morgen der Wirth, unverschämt wie alle diese Gesellen, ungefähr 4 Mk., ich gab ihm den 4. Theil und er war auch zufrieden. Man muß sich hierzulande daran gewöhnen, daß man nach Kräften von den Handfägern geprellt wird.

Der nächste größere Ort, zu dem wir gelangten, war Amasia, am Zmat, der Geburtsort Strabos und Osman Paschas, des Vertheidigers von Alesna. Bevor ich die Stadt erreichte, hatte ich ein besonderes Vergnügen. Vor einem Garten mit sehr schönen Weintrauben und Melonen ruhten sich zwei junge Europäer von der Jagd aus und nach einigen Worten ergab sich, daß es ein Schlesier und ein Schweizer waren. So konnte ich wieder einmal deutsch sprechen. Es sollen in Amasia acht deutsche Familien leben mit 30 Köpfen im Ganzen. Die Stadt ist zwischen Felsen eingekleid, die sie ringsum überragen, und macht einen ruinenhaften Eindruck, auf der Höhe, die das Castell trägt, befindet sich die Grabkammer der pontischen Könige. Interessant war mir hier eine Begegnung mit dem Gensdarmeriechef Mehemmed Ben, einem zum Islam übergetretenen Polen, der deutsch sprach. Er

meinte, die Türken würden beim nächsten großen Krieg sich von Europa los machen und alle Kapitulationen über Bord werfen. Warum sollen wir nicht zu Hause machen können, sagte er, was wir wollen? Wenn irgend einem Christen etwas geschieht, schreit ganz Europa Peter und Morbio und doch werden die Christen bei uns besser behandelt als bei den Glaubensgenossen. Was machen die Russen nicht mit den Katholiken, oder die Republik in Frankreich, warum mischt sich Europa da nicht ein? — Auf lange Erörterungen über diese Ansicht habe ich mich nicht eingelassen. Das nächste Nachtquartier, ein alleinistehendes Wirthshaus Tschentelhan, bot ganz eigene Genüsse. Ermüdet legte ich mich hin, aber nach einigen Stunden unruhigen Schlafes wurde ich wach und fand Bett und Kleider mit Wanzen dicht bedeckt, auch die Wände waren voll von Ungeziefer. Mit Hilfe meines Dieners, der in tiefem Schlummer gelegen hatte, brachte ich schleunigst meine Sachen aus dem Zimmer und begann sie mit mich zu reinigen, was fast eine Stunde erforderte, dann streckte ich mich in den Ochsenwagen. Und für dies Vergnügen verlangte der Hanbesitzer etwa 3 1/2 Mk.

Ueber Tokat und Siwas, den Sitz des Gouverneurs des Vilajets gleichen Namens, Malatia, in dessen Nähe der Suphrat überschritten wurde, und Kharput kam ich nach Diarbekir. Der Weg war zum Theil unsicher, am Tage vor meiner Abreise von Tokat hatte man zwei Mollahs und den ersten Sekretär des Vilajets ausgeplündert; der Gensdarmereichef von Siwas war von einem Th.berkessen, dem er ein Gewehr abnehmen wollte, erschossen worden und kürzlich hatten sogar ein Hauptmann und vier Militärschüler es sich gefallen lassen müssen, daß man sie beraubte und ihnen die Säbel abnahm. Die in der Umgegend angeedelten Th.berkessen, die in Kleinasien durch die fortwährende Auswanderung aus dem Kaukasus stetig zunehmen, sind die Urheber dieser Zustände, und eine Reise bringt immer Gefahren für Leib und Leben mit sich, selbst wenn man Befehle für die Behörden zur etwaigen Hilfeleistung und Stellung von Geleitmannschaften bei sich hat. Hier liegen auch Dörfer der Kuzilbasch, einer merkwürdigen Sekte, die um ihre Religion einen undurchdringlichen Schleier zieht. Sie trinken Wein und Spirituosen, essen das Fleisch aller Thiere mit Ausnahme der Hasen und fassen niemals, selbst im Ramadan nicht. Ihre Frauen erscheinen vor Christen mit offenem Gesicht, verhüllen sich aber vor Moslems. Alljährlich feiern sie ein großes Fest in ihrem Tempel, Männer und Weiber, das von wüthen Dergien begleitet sein soll. Unterwegs traf ich einen Europäer, der sich Dr. T. nannte und mit einem kleinen Handtoffer in den Dörfern auf Praxis ging. Zu seinen Hauptfähigkeiten gehörte nach dem, was ich mit anah, die Vertilgung von Landesschnaps. Mir war ein tüchtiger Kollege Mustafa Ibrahim Dglu lieber, der, Arzt und Barbier zugleich, sich in Malatia meiner annahm, mich in der Stadt umherführte und beim Ankauf von Lebensmitteln unterstützte.

In Diarbekir, dem Ziel meiner Reise, war das Wirthshaus nicht besser als sonst, aber der Gouverneur und der englische und französische Vizekonsul bzw. Konsularagent kamen dem ermüdeten Fremdling mit großer Freundlichkeit entgegen. In die Zeiten des Alexander Severus um 230 n. Chr. reicht die Gründungsgeschichte der Stadt zurück, die 349 durch Konstantin zu einer starken Festung umgestaltet wurde, um die Tigrislinie zu sichern. Rara Amid, wie die Türken es nennen, hat viel in dem unaufhörlichen Kampf zu leiden gehabt, den Römer, Perser, Araber, Griechen, Kurden, Turkomanen und Türken im Laufe der Jahrhunderte um den wichtigen Platz führten. Man schildert die Stadt in dem Spruch: „Schwarze Steine, schwarze Hunde, schwarze Herzen.“ Sie liegt auf dem rechten Tigrisufer, nicht unmittelbar am Strom und etwa 100 Fuß über ihm, der im Sommer gegen 100 Meter breit, doch theilweise bis zur fünf-fachen Breite anschwillt. Eine von 82 Thürmen gedeckte Mauer umgiebt die Stadt, sie entspringt dem 12. Jahrhundert, einige Theile sogar dem 4. und trägt zahlreiche Inschriften, die meisten arabisch, einige in kufischer, selbst lateinischer und griechischer Schrift. Von einer Doppelmauer mit starken Wölbungen stehen noch Reste, in Trümmern liegt auch die Citadelle mit ihren 16 Thürmen; hier befand sich von jeher der Sitz der Regierung, für die vor einigen Jahren ein neuer Konak erbaut wurde, neben dem noch eine kleine Kaserne und das Stadtgefängnis stehen. Von der Ferne aus bietet Diarbekir einen malerischen Anblick, doch sobald man eins der vier Thore passiert hat, ändert sich das Bild. Dürster sind die Gebäude, eng und winkelig die Straßen, die meisten Häuser nur 2—2 1/2 Meter breit mit Erdgeschoß und einem Stockwerk. Die Thürnen sind besonders im christlichen Viertel nach alter Brauch sehr klein, um bei Unruhen das Ein-

dringen von Reitern zu verhüten. Die enge Bauart und der hohe Mauerring schließen den Luftzug fast ganz ab und so kann man sich die Atmosphäre denken, die hier herrscht. Dazu liegen dicht an den Stadthoren todte Maulthiere, Kameele, Pferde, auch den freien Plätzen ist allerlei Unrath aufgehäuft, von den Viechnamen von Hunden und Katzen ganz zu schweigen, die man überall sieht. Verdorben ist auch das Trinkwasser, dessen Zu-leitungsrohre oft Löcher aufweisen, die statt ordentlich aus-gesefert zu werden, nur mit Dünger verstopft werden. Typhus ist häufig, ebenso Wechselfieber und Augenkrankheiten.

Die gegen 30000 Köpfe zählende Bevölkerung ist ein buntes Gemisch. Den 10000 Moslems stehen gegenüber 8700 gregorianische Armenier, 2000 syrische Jakobiten, 1600 Chaldäer, 1200 katholische Armenier, 1000 Protestanten, 500 katholische Syrier, 300 Griechisch-Orthodoxe und 150 Griechisch-Katholische. Jede dieser Gemeinden hat ihre eigene Kirche und Schule, die Gregorianer besitzen sogar zwei Gotteshäuser. Die Christen spielen im Handel die erste, man kann sagen die einzige Rolle, sie haben Industrie und Gewerbe vollständig in Händen, sind meistens Grundbesitzer und zum Theil sehr bemittelt. Eine Kapuziner-Mission ist seit ungefähr 200 Jahren, allerdings mit Unterbrechungen, hier thätig und hat, besonders im letzten Jahrzehnt, an Wichtigkeit gewonnen. In ihrer Knabenschule wird Französisch, Türkisch und Arabisch gelehrt, daneben besteht eine von fünf französischen Schwestern geleitete Mädchenschule. Die amerikanischen Methodisten-Missionare kommen von Zeit zu Zeit nach Diarbekir. Die Moslems sind auch hier in der Abnahme begriffen. Außer den Beamten und einigen größeren Grundbesitzern sind es meist ärmere Leute, die als Gärtner, Pferdehändler, Trödler, Lastträger, Diener bei Muslimanen, sehr selten bei Christen, ihren Unterhalt gewinnen. Die einzige Industrie, die sie betreiben, ist die der Lebleibst, Süßigkeitenverkäufer; außerdem giebt es ein paar Pfeifenhändler, Sattler, Ladenbesitzer und einen Schneider. Sie besitzen 28 Märschen, 32 kleine Moscheen, 1 Vorbereitungsschule für Militär- und Civildienst, 35 Elementarschulen, 1 Mädchenschule, 7 Bibliotheken und 5 Dermischkloster. An Juden giebt es 80 Familien, arme Leute, die sich als Hausirer und Krämer nähren. Im Allgemeinen ist die Lage der Bevölkerung schlecht, eine Reize von Mizeranten und Heuschreckensfraß haben die Gegend heimgesucht und viele Einwohner sind nach Amerika ausgewandert. Und doch wäre es möglich, durch Ackerbau und Betrieb der Bergwerke das Land zu heben, wenn es nur Transportmittel und den nöthigen Schutz gäbe, aber daran fehlt es, und so geht Alles zurück. Auch das ganze Mesopotamien mit seinem fruchtbaren Boden bleibt ungebaut und wenn einmal eine gute Ernte kommt, hat der unglückliche Landmann nichts davon, denn auf ihm lasten rückständige Steuern und Schulden. Bezeichnend genug ist, daß 150 Kilometer von Diarbekir gute Kupferminen unbenutzt liegen und das Vilajet seinen Bedarf an Kupfer aus England bezieht.

Können Fische hören?

Daß die Fische hören können, wird allgemein als Thatsache angenommen. Als Beweis dafür dient namentlich die in allen naturgeschichtlichen Werken wiederkehrende Angabe, daß die Fische den Ton einer Glocke und die Stimme ihres Herrn vernehmen. Auch findet man sehr häufig die Mittheilung, daß sie beim Fischfang durch verschiedene Geräusche, z. B. durch Schellen, die man an die Reize hängt, durch Trommeln, durch Geschrei u. s. w. angelockt werden. Diesen Angaben steht nun aber die Thatsache gegenüber, daß die meisten Fische stumm sind; weß man doch, daß die Ausbildung des Gehörorgans mit der Entwicklung von Stimmwerkzeugen Hand in Hand geht und daß ein Hören da erfahrungsgemäß unwahrscheinlich erscheint, wo eine Stimmbildung nicht vorhanden ist. Weitere Zweifel werden durch den Umstand erregt, daß den „Ohren“ der Fische die Gehörschnecke fehlt. Es ist aber in neuerer Zeit festgestellt worden, daß die Vermittlung von Gehörsempfindungen bei den höheren Wirbelthieren nur der Schnecke zufällt, während die übrigen Theile des Ohrlabrynthes, also Bogengänge und Vorhof, keine akustische Vorrichtung haben, sondern zur Erhaltung des Gleichgewichts der Thiere dienen. Diese Bedenken veranlaßten vor Kurzem Dr. Alois Kreibl, Assistent am physikalischen Institute der Universität Wien, durch Versuche festzustellen, ob die Fische wirklich hören können. Er hat diese Untersuchungen längere Zeit hindurch fortgesetzt und in „Blügers



Archiv für die gesammte Pnyflogie das Ergebnis derselben mitgetheilt.

Kreidl nahm zu seinen Versuchen Goldfische, die besonders unter den Fischen genannt zu werden pflegen, die auf ein Glolenzzeichen herbeischwimmen sollen. Er setzte sie in kleine Glaswannen und sorgte durch verschiedene Vorrichtungen dafür, daß er die Versuche anstellen und die Thiere beobachten konnte, ohne von ihnen gesehen zu werden. Er erzeugte nun in verschiedener Weise Töne. Besonders bediente er sich dabei metallener Stäbe, die in das Wasser tauchten und durch Anstreichen mit einem Violinbogen oder elektromagnetisch durch eine Stimmgabel von gleicher Schwingungszahl zum Tönen gebracht wurden; Schallwellen, die, wie in diesem Falle, im Wasser selbst erzeugt werden, wirken stärker, als solche, die in der Luft entstehen, obwohl auch diese in das Wasser eindringen. Solche in der Luft erzeugte Töne wurden gleichfalls verwendet und durch Pfeifen, elektrische Klingeln, große Glocken u. s. w. hervorgerufen.

Die zahlreichen Versuche, die länger als ein halbes Jahr wiederholt wurden, zeigten nun, daß die Goldfische in keinerlei Weise auf Töne „reagierten“, mochten diese in der Luft oder im Wasser erzeugt sein. Weder das plötzliche Erklängen einer über der Wanne angebrachten elektrischen Klingel, die Kreidl absichtlich längere Zeit hindurch zur festgesetzten Stunde gleichzeitig mit dem Verabreichen von Futter erklingen ließ, noch die schrillen Pfeife verschiedener hoher Pfeifen brachten die Thiere jemals aus ihrer Ruhe. Und eben so wenig konnte jemals eine Reaktion der Goldfische auf die im Wasser erzeugten Töne bemerkt werden, obwohl diese in verschiedener Höhe und Stärke zur Verwendung kamen. Auch Goldfische, deren Reflexerregbarkeit dadurch erhöht worden war, daß man sie auf kurze Zeit in strychninhaftiges Wasser gebracht hatte, verhielten sich bei allen in der Luft oder im Wasser erzeugten Tönen vollkommen ruhig, während sie sich bei der leisesten Berührung des Aquariums, des Tisches, auf dem dasselbe stand, des Bodens oder beim Aufschlagen der Thüre krampfhaft zusammenzogen und blitzartig durch die Wanne schossen. Nur wenn ein plötzlicher starker Schall erzeugt wurde, z. B. durch kräftiges Händeklatschen oder Abschießen eines Revolvers, zuden die Fische zusammen. Dies thaten sie aber auch, nachdem ihnen die Gehörgänge auf beiden Seiten vollständig entfernt worden waren; ihr Verhalten dürfte also in diesem Falle durch die Wahrnehmung der Erschütterung, nicht durch eine Gehörsempfindung hervorgerufen sein.

Diese Versuche lehren, daß die Goldfische in Wirklichkeit nicht hören; wenn sie sich unter Umständen gegen Schallwellen empfindlich zeigen, so hören sie dieselben nicht, sondern empfinden sie nur. Anscheinend hat bei den Fischen die Haut die Rolle des Gehörganges übernommen, im Wasser, das die Schallwellen so gut leitet, kann der Tastsinn die Schallwahrnehmung leicht vermitteln. Auch lassen neuere Erfahrungen die Annahme berechtigen, daß bei der Vermittelung solcher Schallwahrnehmungen gewisse an den Körperseiten der Fische sich hinziehende Sinneswerkzeuge (Seitenorgane) theilhaftig sind.

Allerlei.

Schicksale eines Schlosses. Das mit dem Leben der Kaiserin Josephine so eng verknüpfte Schloss Malmaison wird am heutigen Tage vom „Civil-Tribunal der Seine“ an den Meistbietenden verkauft werden. Das einst so herrliche Schloß, welches inmitten eines entzückenden Parks liegt, gleicht jetzt einer Ruine und der Schloßgarten ist verwildert und mit Unkraut bewachsen. Der Plan, nach welchem der Verkauf stattfinden soll, hat die Verzeilung des ganzen Grundstückes zum Ausgangspunkt. Die Geschichte des berühmten Schlosses ist eine sehr interessante, da sie bis zum Jahre 1622 zurückgreift und bis in die heutige Zeit hineinzieht. Josephine de Beauharnais, die spätere Kaiserin, kaufte es im Jahre 1789 für 160 000 Francs an und hielt darin die berühmten gemordenen „Donnerstagsempfang“ ab, an denen literarische und künstlerische Größen, wie Saint-Pierre, Arnault, Legouvé, Lemercier, Méhul, Talma und viele Andere Theil nahmen. Nachdem die Kaiserin von ihrem Manne geschieden worden war, zog sie sich wieder nach Malmaison zurück und führte ein dem Andenken ihres ruhmgekrönten Gemahls gewidmetes Leben. Im Mai 1814 erhielt sie den Besuch des Zaren Alexander. Drei Tage darauf starb sie in Folge einer leichten Erkältung. Malmaison ging nun in den Besitz ihres Sohnes, des Prinzen Eugène de Beauharnais über, der 1826 starb. Das prächtige Besitzthum wurde dann für 250 000 Francs an

den schwedischen Bankier Haguermann verkauft. 1842 ging es für 500 000 Francs in den Besitz der Königin Marie Christine von Spanien über und 1861 erwarb es Napoleon III. für 1 500 000 Francs. Während des deutsch-französischen Krieges wurde das Schloß von Deutschen in Besitz genommen und nach der Aufrichtung der französischen Republik 1878 an einen Pariser Geldmann Namens Gauzier verkauft. Dieser Herr machte Bankerot, und das Schloß wurde 1882 für 640 000 Francs an Herrn Crepinet verkauft, der es 1894 für 271 000 Francs an die Herzogin von Montefiore überließ. Heute soll es, in 35 Parzellen zerlegt, öffentlich versteigert werden, und man verspricht sich einen Gewinn von nicht mehr als 100 000 Francs. Denn wenn kleine Besitzer den Park ausgerodet und ihre Landhäuser aufgebaut haben werden, wird auch das Schloß vom Erdboden verschwinden, und die Erde wird wieder um eine hochinteressante geschichtliche Reminiscenz ärmer sein.

Blüthenlese aus den „Luftigen Blättern.“

Im Examen.

Professor: Was versteht man unter „chemischer Verwandtschaft“?
Kandidat: Die Basen und Bettern eines Chemikers.

Abgeblüht.

Was, gnä' Fräulein haben gestern Abend allein am Strand promenirt?

Ich hatte den Vorzug, Herr Lieutenant.

La donna è mobile.

Soldat (der eine Köchin mit einer Anderen gehen sieht): Schau, schau, die Kathi! Morgen wollt' ich mit ihr eine Liebchaft anfangen und heute wird sie mir untreu!

Grund zum Mitleid.

Bettler: Ein armer Reisender bittet um eine kleine Unterstützung.

Herr: Wie heißen sie denn?

Bettler: Meier.

Herr (gerührt): Ach, das ist freilich traurig; hier haben Sie eine Kleinigkeit.

Fisch.

Hausherr (zu einem Strolch, der unterm Bette liegt): Was suchen Sie denn hier unterm Bette?
Strolch: Sie können doch nicht verlangen, daß ich mich bei dieser Hitze ins Bett legen soll!

Erster Gedanke.

Du, Mutter, da draußen haben sie eben Einen arretirt!
G'schwind gehst 'naus und schau'st nach, ob's nicht der Vater is!

Aus dem polnischen Freiheitskampfe.

Polnischer Jude (zum andern): Du, die Unseren haben geflegt!

— Wie heißt, wer sind „die Unseren“?

Nu, die die geflegt haben!

Gute Stellung.

Unteroffizier: Wie weit haben Sie es in Ihrem Civilverhältnis gebracht?

Rekrut: Bis zu einer Geheimrathsköchin!

Schöne Künste.

A.: Der Maler K. hat sich doch mit dem ältlichen Fräulein Goldheim verheirathet und uns sagte er, er wäre mit der Kunst vermählt.

B.: Na, an dem Fräulein Goldheim ist doch auch Alles Kunst.

Ein Tolstojaner.

Was lesen Sie da, Felicitas?

Die „Macht der Finsterniß“. Kennen Sie die?

Ich kenne sie, seit ich in Ihre dunkeln Augen gesehen habe.

Die letzte Hülfe.

Weinbergsbesitzer: Sie als Chemiker müßten ein Mittel wissen, um die Hebläule zu tödten; von meinem Weinberg haben sie mir schon neun Hebläule abgefressen.

Chemiker: O, dann warten Sie nur noch ein bißchen, dann verhungern die Diebster.

Unter Kollegen.

Professor Kleber: Haben Sie schon gehört? Man hat dem Professor Streber den Charakter als Geheimer Rath verliehen.

Professor Leber: Ausgezeichnet, nun hat er wenigstens einen!

Kräftige Wirkung.

Kaufmann (zu einem anderen): Die Wirkung des Karlsbader Wassers ist wirklich eminent, mein Buchhalter kam um zwanzig Kilo leichter zurück!

— Das ist noch garnichts, mein Kassirer hat sich einen Urlaub nach Karlsbad genommen und ist überhaupt nicht mehr wiedergekommen.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Walter Gebel. Notationsdruck und Verlag von Otto Hiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.